Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Regina Lob [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574873

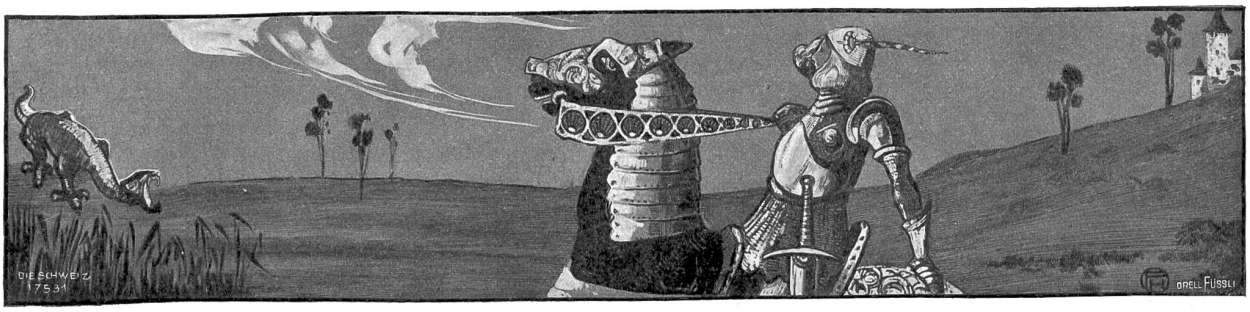
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Heimat

O Heimatland, o sichere Friedensbucht,
Wann werden meine Augen deine blauen
Berge und deine grünen Matten schauen?

In welcher Welt hab' ich dich nicht gesucht?
Ich suchte dich zu Füßen aller Weisen
Und suchte dich auf weiten Pilgerreisen.

Der Berge Schnee warf mir sein Grüßen zu,
Hoch im Gebirg las ich der Gletscher Runen
Und träumte lang im Banne der Lagunen.

Und überall und nirgends warest du;
Ich konnte deine Grüße ahnend lesen
Aus Fernen her, wo niemals ich gewesen.

Jenseits der Sterne träum' ich einen Ort
Jedwede Nacht. O Heimat, bist du dort?

Hermann Hesse.

Regina Lob.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung).

Am Nachmittag begab ich mich zum Vater Eisen wegen der Ferien seines Sohnes. Der Mann, der keine Frau und eine üble Magd zuhause hatte und vom Monat drei Wochen außer Land war, dankte mir unsäglich für meinen Vorschlag und erbot sich, unsere Auslagen zwei- und dreifach zu zahlen. Wenn nur sein heißgeliebter Schlingel endlich in eine fröhliche Gesetzmäßigkeit des Lebens käme! „Hau' ihn, bis er blutet, aber behalt' ihn und lieb' ihn; dann wirds schon recht mit dem Bengel!" Damit schloß er mich in die Arme und weinte vor Freude, daß sein Knab' so eine gute Fremde gefunden, und vor Jammer, daß er nicht daheim leben durfte.

Nach dem Nachtessen ging ich noch einmal ins Weggisserhaus hinauf, um von Regina Abschied zu nehmen. Die Stube war leer. In der Kammer hörte ich mehrere Stimmen in feierlich lautem Gerede. Mir war unwillkürlich, ich müsse leise eintreten, mit abgezogenem Hut, wie in eine Kirche...

Ja, wie? War das denn nicht eine Kirche!

Frau Weggisser saß vor dem Bett, und rechts und links standen Arnoldli und Klärli mit gefalteten Händen und horchten zu. Der Vater kehrte seine blauen sinnlosen Augen der Gruppe zu und lächelte sein hölzernes Lächeln. Regina betete auswendig vor, wie es aus ihrem vollen Herzen kam. Sie hörte mich eintreten, aber fuhr ungestört weiter.

„O Herr, der du schlägst und wieder gesund machst, auf deine Kraft vertrauen wir ganz allein! Auf deine große Barmherzigkeit hoffen wir. An deine unendliche Liebe glauben wir. Gib unserem Vater und Ernährer ein langes gesundes Leben zurück! Du, Meister der Jahrhunderte und Jahrtausende, was sind dir ein paar Menschenjährchen! Gib sie denn! Tue es meinen unschuldigen Kindern zulieb, die noch lange einen Vater brauchen, und auch mir zulieb, die sonst nicht leben kann!"

„Die noch lange einen Vater brauchen," beteten Arnoldli und Klärli munter nach. Der Kranke lächelte fort und geiferte wie ein Kind. Gleich wischte ihm Klärchen mit dem Zipfel des Taschentüchleins den Mund ab.

„Im Glück haben wir nicht mehr an dich gedacht, o Gott! Jetzt spüren wir deinen Arm schwer auf uns. O strafe uns nicht länger! Von nun an wollen wir dir angehören. Unser Haus soll den Herrn anbeten. Unsere Kinder sollen zeitlebens nie von dir lassen. Denn ohne dich ist kein Halt und kein Segen. Ich verdiene es vielleicht nicht, daß du mich erhörst. Aber aus dem Munde der unschuldigen Kinder, o Herr, lässest du dich gern erbitten..."

„Der unschuldigen Kinder lässest du dich gern er-

bitten," wiederholte Klärli hüpfend schnell, aber Arnoldli mit furchtbarem Ernst. Er fühlte, daß es sehr wichtig war, wenn er so zum lieben Herrgott redete.

„So hilf denn, o Herr! Du allein kannst es ja. Und wir wollen dir alle Tage dafür Dank sagen, ich und meine Kinder und er, den du gerettet hast, am allermeisten ... Gelt, Theodor!"

Theodor nickte, als verstände er.

„Arnold!" rief die Mutter. Sie sagte nicht Arnoldli, wie sonst immer. Wie einem Manne rief sie dem Büblein. Frisch und rosig trat der kleine Bursche vor, blickte in die Höhe und begann mit seinen stolz erblühten Lippen ganz allein vorzubeten:

„Unser Vater, der du bist im Himmel..." Und als Klärli leise mitflüstern wollte, da warf er ihm einen zornigen Blick zu und betete noch viel lauter und noch erhobener und einsamer, als müßte er, er ganz allein den Himmel und den lieben Gott meistern: „Unser Vater, der du bist im Himmel..."

Als das Gebet zu Ende war, schlief Theodor, und die Kinder trippelten mit vielen Scht! und Pst! und mit einem siegreichen Lächeln über den schnellen Erfolg ihrer Andacht auf den Zehen zum Krankenzimmer hinaus. Regina und ich blieben allein am Bette.

Dieses kleine gottesdienstliche Schauspiel hatte mich in einer heftigen und zugleich wundersüßen Art erschüttert. „Ich muß dich verehren, Regina," sagte ich und preßte ihr die Hand. „Verzeih', daß ich es nicht besser sagen kann!"

Sie ließ alles geschehen und antwortete nichts. Ich glaubte, sie bete immer noch leise weiter.

Daß man bei Kranken betete, erlebte ich oft auf meinen Besuchen. Ich hatte katholische und evangelische Pfarrherren oft genug im Spital vorbeten gehört. Oft hatte es mich erquickt. Aber etwas so Einfaches und Mächtiges war es nie gewesen wie dieses Schreien der Mutter mit ihren respondierenden Kindlein.

Ist es etwa das, fragte ich mich, was eine solche Ordnung und eine solche Ruhe über Frau Regina verbreitet? Das Beten? Ich mußte es als Kind auch. Früh hat mir die Mutter die Finger ineinander geknotet und die uralte Sprache dieser Weisen vorbuchstabiert. Aber sie starb, wie ich sie kaum recht mit den Augen zu umfassen und zu begreifen anfing. Als Student mochte und konnte ich schon nicht mehr beten, und als praktischer Mediziner... Ach Gott, ich war kein Spötter und kein Gottesleugner; aber meine Rezepte waren meine besten Gebete! Anders wußte ich nicht mehr zu beten. Wenn das nichts half, half auch ein anderes Gebet nicht mehr. So meinte ich.

Aber jetzt hatte ich doch Respekt vor diesem Beten bekommen, und bevor ich gehen wollte, fragte ich: „Regina, seit wann betest du eigentlich?"

„Seit Theodor mir im Ersticken gesagt hat: Bete mir um Gottes willen ein Unser-Vater vor!"

„Theodor? Er hat zuerst wollen?"

„Ja, Walter, als Bersolt nichts half und deine Künste nichts halfen, da bat er mich einmal im Anfall wie ein kleines Kind: ‚Bete mir um Gottes willen ein Unser Vater vor!' Du mußtest schauen, wie er die Hände aufstreckte und sagte: ‚Um Gottes willen!' Sogleich hat mich das auf die Knie gedrückt. Ich bete seitdem und habe nie etwas anderes gesehen, als daß es ihm wohltat. Meine Kinder, die sollen wieder beten lernen. Dann habe ich etwas hinter mir. Komme es, wie es wolle, ich habe etwas Festes, das weiß ich; du kannst lachen oder nicht!"

„Regina, ich lache nicht!"

„Um so besser!"

* * *

Ich langte am folgenden Abend spät wieder zu Hause an, das zerrüttete, sinnlose Bild meines einstigen Idols im Kopfe. Die Jungen waren schon zu Bette gegangen. Leise schlich ich mich in Mimelis Zimmer ein, machte Licht und stupfte mein Dirnlein. Aber es schlief hartnäckig weiter. „Mimeli! Mimeli!" sagte ich laut und schüttelte mein Amselchen immer heftiger. Da sperrte es allmählich die Augen auf, zuerst nur wie die kleinste Blende an einem kleinen vorwitzigen Photographenapparat, dann weiter und voller und zuletzt kugelrund.

„Hast du auch gebetet?" fragte ich. „Kannst du das Unser Vater noch? Wie? Probier', probier'!"

Und das Kind, halb wissend, halb träumend, begann: „Unser Vater, der du bist im Himmel, geheiliget werde..."

„Genug, genug!" sagte ich und küßte das Kind auf sein so frommes Mäulchen. „Schlaf nur weiter! Nichts als Engelchen sind um dich!"

Nun ging ich zu Ernst Eisen hinüber. Er lag auf dem Rücken, stemmte sich glatt bis zum Fußende und machte ein zorniges Gesicht im Schlaf. Aus dem langen, halb offenen Munde blitzten die obern kleinen spitzigen Zähne. „Ernst!" rief ich.

Sogleich schlitzte der helle Bursche die langen Augen auf, als wäre er wie eine Schildwache gewohnt, jede halbe Stunde aufzustehen. Er zog seine silbergrauen Blicke einen Augenblick gleichsam in sich hinein, um sich zu besinnen, runzelte leicht die Stirne und sagte dann: „Brennt es?"

„Hast du auch ein Vaterunser gebetet vor dem Schlafen?"

Ernst zog seinen langen bleichen Mund wieder in den spöttischen Bogen, dessen Enden sich lustig in die Backen hinaufspitzten.

„Warum? Warum? Ich kann nicht beten! Ich bin doch kein dummes Mädchen!"

„Aber du bist noch ein junger, unbeschirmter, unsicherer Mensch," predigte ich feurig. „Und wenn junge Menschen nicht beten, so... so..." Ich kam nicht weiter. Zu heftig trat plötzlich das Gefühl einer großen Unehrlichkeit meines Satzes mir vor den Sinn.

„So... so... Was so?" fragte der kaltsinnige Junge, indem er meine Schwäche sogleich merkte. „Hoffentlich hast du mich nicht wegen dieser Dummheit geweckt!"

„Lieber Ernst," versetzte ich, mich gegen den jungen Widersacher zusammenraffend, „wir wollen

nicht auf uns allein bauen. Wir brauchen den Herrgott. Ich komme..."

„Ach was! Laß mich doch schlafen!"

„Ich komme von Ilgis, von einem Sterbenden. Wenn du gehört hättest, wie deine Gotte und die zwei Kleinen vor dem Bett des armen Vaters gebetet haben..."

„Ja, ja ... Und jetzt, was geht mich das an?"

„Oder wie Mimeli vorhin noch halb im Schlaf gesagt hat: Unser Vater, der du bist im Himmel... Du würdest vielleicht doch merken, daß so ein großartiges kleines Gebet gar nicht eine Torheit und nur für dumme Mädchen gemacht ist. Weißt du nicht, daß dein geliebter Newton ganz das gleiche starke Gebet jeden Tag verrichtet hat?"

„So sag' es mir mal vor, das Vaterunser! Ich kann's wahrhaftig nicht mehr," sagte der Bub etwas von oben herab, aber immer mehr wach.

„Unser Vater... der du bist im Himmel... geheiligt... geheiligt," stammelte ich verlegen, „dein Name..."

„Weiter, weiter!"

„Geheiligt werde dein Name! Zu uns komme dein Reich! Dein ... dein... Es geschehe... was du willst... im Himmel und auf Erden! Unser Brot gib uns...tägliches Brot...Vergib uns...Ach..."

„Schau, schau, du kannst es ja selber nicht!" spottete Ernst und legte gemächlich seine schmalen Hände verknüpft unter den blonden runden Kopf. „Wie sollte nun ich so ein schwieriges Gebet kennen, Vetter Götti!"

„Wir wollen es miteinander wieder lernen. Nützt es nichts, so schadet es noch viel weniger. Nicht wahr!"

„Meinetwegen!"

Ich drehte das Licht ab und ging leise hinaus. Aber ich ließ eine Spalte der Türe offen, neugierig, ob Ernst nun gleich wieder einschliefe. Doch wie der Junge sich allein sah, sprang er aus dem Bette, war mit drei langen flinken Schritten am offenen Fenster und sah in den lauen bleichen Junihimmel der Nacht empor. Es zogen dort einige lautlose helle Wölklein herum; hoch darüber war ein dünner Mondschnitt und noch ganze Welten höher das süße und wohllautende Licht der Sterne zu sehen.

„Das ist hoch!" bekannte Ernst für sich. „Das ist kolossal hoch!"

Und nach einer Weile: „Für einen Menschen ist das zu hoch ... Ein Mensch hat das nicht gemacht..."

Und wieder nach einer Weile: „Das braucht schon einen Herrgott ... Ich wette, es braucht einen..."

Darauf ging er gefestigt und langsam mit drei gleichen langen Schritten zum Bett zurück und deckte sich behaglich zu. „Einen Herrgott brauchen wir," philosophierte er aus den Federn heraus, „da hat der Vetter Doktor recht. Und so wird man wohl auch beten müssen wie Newton. Ja, ja, das Vaterunser oder Unservater... oder... ja, ja... wie Newton..."

Am liebsten wäre ich zurück ans Bett gesprungen und hätte auch dem Ernst den gescheiten Mund mit einem dankbaren Kuß geschlossen. In meinem Haus wird also gebetet wie droben in Ilgis. Das freute mich, obwohl ich selbst nicht betete...

* * *

Meine Schwester hatte sich bei Regina entschuldigt, weil sie gar nie auf Besuch gekommen sei. Aber sie nehme schwesterlichen Anteil an den Prüfungen im Weggisserhaus und, ohne viele Worte zu machen, erkläre sie kurzweg, daß ihre ganze Vakanz Reginen und ihrem Krankendienst gewidmet sein solle.

Während ich von Ilgis nie auch nur eine Karte empfing, hatte Regina ihrem Elfchen umgehend geantwortet. Pauline sandte mir die Zeilen und schrieb mit ihren runden frohen Buchstaben dazu: „Sie ist eine Königin und bleibt eine Königin, punktum!"

„Liebes Elfchen!" – lautete der Brief – „Du lebst in eitel Sonne, das merk' ich Deinem Schreiben an. Aber wenn Du mich für unglücklich ansiehst, so bist Du recht übel beraten. Ich glaube nicht, daß Du mitten in allem Deinem Fräuleingetriebe je einmal so ein tiefes Glück spürst wie ich bei einem einzigen Blick des Dankes, den mir unser lieber Thedi für eine kleine Erleichterung seiner Leiden zuwirft. Solange ich ihm helfen kann, bin ich glücklich. Wenn das einmal aufhört ... dann freilich weiß ich nicht, was aus mir wird...

Ja, komm' bald! Du wirst Theodor sogleich erkennen, so böse die Krankheit auch an ihm herumgeflickt hat. Es ist wahr, er sieht sehr mager aus, und Dein Bruder ist erschrocken, als er ihn zuerst ansah. Er fand die roten Backen und das Kraushaar nicht mehr. Aber was liegt daran? Walter hat meinen Thedi nie recht erkannt. Theodor ist noch viel schöner als früher. Oft meine ich, es könne keinen schönern Menschen geben als diesen lieben lieben Mann, so fein und sauber ist sein Gesicht jetzt. Die Krankheit arbeitete an ihm wie eine Goldschmiedin. Sie hat ihn wunderbar fein gemeißelt, sodaß ich deutlicher als je die ganze Seele meines Mannes aus dem Gesicht lese. Aber schön oder nicht schön, die Hauptsache ist, daß er der alte wundervolle Mensch geblieben ist, so gut, so lieb, so freudig und so dankbar. Er redet tagelang kein Wort; aber ich sehe es seinen Augen an, daß er nur Zufriedenes und Herzhaftes denkt. Früher habe ich mit Zorn an unsere Prüfung gedacht und den Himmel einen Tyrannen gescholten. Warum gerade trifft es unser Haus? Warum gerade den Besten und Schönsten aus allen? Aber das ging langsam vorbei. Elfchen, man wird im Leiden nachdenklich und geduldig und lernt sich fügen...

Mich würdest Du daher kaum noch erkennen. Das Lachen habe ich verlernt und das Stolzsein und Necken auch. Ich bin vielleicht eine langweilige Frau geworden. Aber ich rechne sicher darauf, Du findest, sobald Du wieder ein wenig um mich herum gewesen bist, doch noch allerlei Gutes in Deiner alten Freundin Regina Weggisser."

* * *

Tessineralpen! Gott bewahre mich, daß ich davon viel Rühmens mache! Wenigstens den Weg in meine paar schönen herzlichen Schlupfwinkel verrate ich keinem. Denn das ist das Schöne daran: sie sind noch, wie vor hundert Jahren die Berner- und vor fünfzig die Bündnerberge, nur von der Liebe und Demut kleiner, einsamer Wanderertrüpplein besucht. Es berlinert und londonert und amerikanert noch nicht da drinnen. Meist sind es einige recht feine Tessiner oder Mailänder und einige recht anständige Deutschschweizer, die sich da ohne große Komplimente treffen.

Die Bäche sind grün und blau wie der Himmel und die Tannen über ihnen und kalt wie ihre hohen eisigen Gletscherwiegen. Der Schaum, den sie ringsum in die Granitblöcke spritzen, glitzert wie lauteres Silber. Dunkle, spitze, nordische Nadelbäume und rund gekuppelte, südländische wachsen ineinander, Tanne und Kastanie, Hasel, Weichsel und wilder Lorbeer. Dazwischen lachen die hellen leichten Lärchen ihr göttliches Lachen, und niemand weiß, gehören sie zum Nord oder Süd. Von Eidechsen und großen bunten Heuschrecken wimmelt das warme kurze Gras, ein bronzenes Schlänglein schießt unter die heißen Steinplatten, dann und wann winkt ein mit Holzgitter versperrtes und mit lombardischer Kunst ausgemaltes Kapellchen. Wo ein Dörfchen oben an steiler, fast baumloser Sonnenhalde schläft — sie schlafen alle im Sommer — da sieht man zwischen schwarzem Hüttengebälk und weißem Kalk und finsterm Steindach den schlanken Campanile und etwa einen romanischen Bogen hervorschauen. Die Bergschluchten sind voll Granit und schimmernd grauem Schiefer und dem Gebrause großer, brückenloser, schneeweißer Bäche. Wasser, singendes, mutiges Wasser überall. Unerschöpflich ergießt es sich über die Staffeln des Gotthard und sieht gottlob seine müde sieche Zukunft im heißen italienischen Sande nicht voraus. Ueberall in den Höhen pfeifen die Murmeltiere ihren spitzen Pfiff. Die Ziegen auf den Alpweiden gebärden sich schon etwas lebhafter, romanischer als eine währschafte Unterwaldnergeiß; aber das große, behagliche Braunvieh ist noch vom alten, soliden Schweizerschlag. Eng sind die Täler, heiß und doch von einem steten wunderbaren Wind erfüllt. Die Zinnen reichen nirgends weit über das dritte Tausend hinaus. Aber sie haben kühne Formen und breiten da und dort einen blendenden Gletscher aus. Wie über eine weiße Schneewiese zieht man über den Cavagnoli; aber gegenüber der Basodino leuchtet wie eine silberweiße Riesenkuppel...

Wir hatten uns in All' Acqua niedergesetzt, zuhinterst im Bedrettotal, wo gerade noch der letzte duftige Lärchenwald grünt und wo zumitten ein kleiner Gasthof neben dem uralten, aus schwerem Holz gezimmerten, wunderlich gemütlichen Hospiz steht. Weit und breit gibt es sonst kein Haus. Hier findet man weder eine Fahrstraße, noch Kutsche, noch Laden, noch Polizei. Der Tessin rauscht von unten, und die Zinke des Pizzo Rotondo glänzt von oben. Ziegen schellen, still stehen die Tannen, und die ewige Musik der tausend Wasser, die vom Gotthard niederfallen, spielt Tag und Nacht durch ihre schweigsame grüne Familie bis zu uns in die einfache Herberge hinein.

Da waren wir drei: Ernst Eisen, Mimeli und ich. In zwei emsigen Stunden konnte ich von hier den Gotthardzug erreichen, in zehn Stunden war ich in Ilgis. Darum hatte ich dieses Nestlein dem feinen Alpendorf Fusio diesmal vorgezogen. Und es reute mich von der ersten Stunde an nicht.

Oft kletterten wir nun rechts und links vom Fluß die Hänge hinauf, bis wir in den Schnee gerieten. Da ward gerutscht, ich Schwerfälliger auf allen würdevollen Vieren, Mimeli auf seinem natürlichen Hocksesselchen, aber Ernst aufrecht, stolz, die Beine stemmend und biegend wie ein erstklassiger Skifahrer und den Mund wichtig zusammengepreßt. Dann ward jeden Abend mit dem jungen, bei aller Gelassenheit rührigen Wirt und mit der umgriffigen, schlagfertigen Padrona und den paar tessinischen Tischnachbaren das alte Thema durchgenommen, ob ich, ob sogar Mimeli es wagen dürfte, auf den Basodino zu steigen, diesen firnumpanzerten Herrn aller Berge ringsum.

Schließlich brachen wir eines Tages nach Vesper mit dem Bruder unseres Padrone, Gabriele Forni, nach dem Giacomopaß auf. Gabriele war der beste Führer im hiesigen Bergbezirk. Von der Paßhöhe aus bestiegen wir die Lehne gegen Gigelalp, hoch über dem Tosafall. Dort wollten wir uns sogleich ins Heu strecken. Um halb zwei Uhr nachts, wenn Mimeli noch tief im Laubsack träumt, werden Ernst und ich mit Forni aufbrechen. Um halb sieben sind wir dann auf dem Basaldinerhorn. Und wenn wir uns auch gemächlich gehen lassen, sind wir doch um die Elfe wieder auf der Alpe und zum Mittagessen im steingebauten kühlen Gasthaus am Tosafall. Am Abend gehen wir nach All' Acqua zurück.

Die Dämmerungsstunde auf dem Giacomo war wie ein Märchen. Ueber dem tiefen Talschnitt gen Norden stand die Gotthardkette wie eine vielverzweigte kriegerische Herrscherdynastie, mit Felspanzer und weißen Hermelinschärpen darüber angetan. Sie ragte in den abendstillen Himmel so feierlich, wie eine alte große Historie im unendlichen Buch der Weltgeschichte ihr besonderes, ehrwürdiges Kapitel ausbreitet. Wir klommen die Halden hinauf. Schon leuchtete der Kastelsee mit dem letzten Diebstahl vom Tag, einem kleinen Abendrot, zu uns herauf. Das March- und Kastelhorn aber schossen finster wie Säulen daneben ins Blaue hinauf. Kühe, Rinder und seine dunkle Majestät der Stier grasten zu Hunderten an den Seelein der fruchtbaren Valdöscheralpen herum. Auf Gigelalp wimmelte es von Ziegen. Gleich mischten sich meine Jungen unter das Hornvieh, und ich sah sehr bald, daß so ein Bub und so ein Mädchen noch viel tollere Kapriolen zuwegbringen als das kaprioligste Geißböcklein. So närrisch alles war, ich mußte doch immer wieder lachen, wenn das Boxen von Tier und Mensch aufs neue losging und das Tier der überlegene Teil war.

Dennoch in allem Spaß fuhr mir immer wieder

Ulrich Wilhelm Zürcher, Sadmen. Oberhasierin.

der Gedanke durch den Kopf: Wenn nur nichts passiert, solange wir unterwegs sind! Länger als vierundzwanzig Stunden bleibe ich um keinen Preis von All' Acqua weg!

In der Nacht weckte mich der Führer. Ich erschrak, obwohl ich ja mit der Abmachung eingeschlafen war, um ein Uhr von Forni aus dem Schlummer gestupft zu werden. Mit einem Kopf voll Schlaf und Traum starrte ich auf. So, jetzt ist Theodor gestorben, sagte ich blitzschnell zu mir. Da fliegt die Depesche den Berg herauf. Oder er selber klopft und schreit, sein erlöster Geist: Walter, leb' wohl! Herrgott, was rauscht denn so furchtbar und braust und lärmt? Er weiß, ich bin in einer Alphütte. So lagen wir oft beisammen im Heu. Und so toste es um die Balken. Jetzt will er mir ein Zeichen geben, daß er endlich auch aus dem elenden Bett befreit sei, daß er sich auch wieder in die Höhen aufschwingen könne mit seiner alten, wilden, brausenden Berglerseele. Wie sie rief und stürmte da draußen!

Aber die melodische Stimme des Tessiners und das kecke Laternchen, womit er mir ins Gesicht zündete, weckten mich nun vollständig.

„Man kann nicht aufs Horn! Der Westwind geht abscheulich, und die Berge sind voll Gewölk, Signore!"

„Gut, dann schlafen wir weiter," sagte ich und entdeckte mit Befriedigung, daß Ernst neben mir im tiefsten Knabenschlummer verharrte und langsame, langsame Atemzüge durch seine dünnen Nasenflügel ein- und ausstieß. Welch ein gesunder Kerl!

Am Morgen entschüttete der tiefe graue Himmel einen sündlich dichten Regen aufs Hüttendach. Es prasselte und knatterte über uns wie ein überirdischer feiner Pistolenschießet aus unzähligen Läufen. Und eine winterliche Kälte schlich durch die Wände und Kleider bis hart an unsere zitternde Seele. Wir kauerten uns ums Herdfeuer und horchten dem verquetschten und verwüsteten Italienisch zu, das ein paar Tessiner redeten, wo tütsch tutti und inggö oggi heißt. Dazwischen erklang die seltsam verbröckelte deutsche Sprache der sieben Tosadörfer. Aber das wurde langweilig, und wir stiegen wieder ins Heu und vergruben uns dort wie Vögel ins Nest und erzählten einander kleine Späße und Geschichten. Aber mir fielen alle Erzählungen immer tiefer in Schatten. Immer düsterer wurde mein Kram. Histörchen, wie ich sie in den Ilgisserbergen von den Käsern, Melkern und am kräftigsten von Theodor gehört hatte, folgten sich wie Krähen, von Geisterspuk, vom Künden und Türklopfen der Toten, von den armen Seelen, die nirgends Ruhe finden können, und so weiter.

„Noch mehr!" bat Mimeli und klebte sich noch inniger an Ernsts frechgrüne Lodenjacke. Seine Stimme zitterte.

„Noch mehr!" heischte auch Ernst, und dieser Ton war rauh und ungläubig. Hochmütig ließ er dann die Unterlippe hängen und sah zur finstern Bodenluke, wo man aus der Küche auf einem Leiterchen heraufkommt und wo auch die Spukgeister, wenn sie uns zupfen und quälen wollen, heraufklappern, mit so heillos ungenierten Augen, als ob er es mit einer ganzen Leiter voll junger und alter Teufel aufnehmen wollte. Mögen sie nur schön hintereinander heraufklettern . . . (Fortsetzung folgt).

Bescheidene Sommerfrische.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Plauderei von Ignaz Kronenberg, Meierskappel.

(Schluß).

Es ist wirklich ein weiter Weg von der Trübseealp auf die Engstlen- und von da auf die Tannenalp bis zur Frutt, und was das Dümmste ist an der ganzen Geschichte: es ließe sich so leicht ändern. Würde man vom Jochpaß aus einen Alpenweg primitivster Natur um den Graustock herum anlegen, so wäre der Weg um wenigstens eine Stunde kürzer. Die Bergler machen es längst so. Aber als ich einem vom Plan eines solchen Weges redete, da machte er ein überaus kluges Gesicht und meinte: „Ja, was würde dann der Hotelier auf Engstlen dazu sagen?" Da haben wir ja unser ganzes Elend in den Bergen drin! Nicht auf den Wanderer, nicht auf den abgeschundenen, müden Fußgänger nimmt man Rücksicht: Die Wege müssen partout dorthin, wo die Wirtshäuser stehen! Das ist nicht nur in den Bergen so, ich kenne Gegenden im Tale, wo fast jeder Gemeindeschreiber und Zivilstandsbeamte eine Wirtschaft hat, damit die Gemeindeväter bei ihren Sitzungen nicht aus der Uebung kommen und damit die jungen Pärchen ihren Bund fürs Leben gleich bei einem Glase Roten besiegeln können. Ich kenne Gemeinden, wo man dem ausdrücklichen Wortlaut des Gesetzes Hohn spricht und alle Gemeindeversammlungen ins Wirtshaus beruft. Wir hätten immer noch einen Jeremias Gotthelf nötig, die Wirtshauspolitik lastet immer noch schwer auf dem Volk!

„Stern an Stern erwachte", als wir der Frutt zuschritten. Schon weit in der Tannenalp hinten glitzerten uns die Lichter der beiden Hotel entgegen, und für uns lag nun die Wahl einfach so: Welches von beiden ist das nähere? Wir kamen darauf, daß es das obere sei, und steuerten an der Kapelle vorbei dem Hotel Frutt zu. Eine freundliche Frau fragte uns nach unsern Wünschen, die sich vorerst auf Unterkunft und Toilette konzentrierten. Aber das letzte Zimmer war schon in Beschlag genommen worden von einem Herrn, der sich dann zu unserm Glück entschloß, uns das Zimmer mit zwei Betten abzutreten und sich im Büreau des Hotels einzunisten. Unser Zimmer war aber nicht im Hotel selbst, sondern in einem Bau, der den stolzen Namen Dependance führt, aber viel richtiger als „Hotel Grunz" benamst würde, alldieweil im Parterre eine beträchtliche Anzahl Grunzer gratis die Ohren und die Nase mit Genüssen besonderer Art bedenken, während in der Belletage die müden Wanderer schlafen „sollten". Dafür kostet in der Hochsaison das Bett ja „nur" drei Franken, und das Bett war gut, das muß ich sagen, und geschlafen hab' ich trotz allem wie ein Dachs. Nicht so mein lieber Gespan, der sich bitter beklagte über gewisse ganz unnötige Nasaltöne, mit denen ich mir den Schlaf versüßt, ihm aber geraubt habe. Ich habe ganz zerknirscht Besserung versprochen; es fragt sich aber sehr, ob mein lieber Toni es riskieren wird, sich wieder einmal Gelegenheit zu verschaffen, mich — schlafen zu hören.

Ein herrlicher Morgen tagte. Und wo ist „schöner, wenn's schön ist, spazieren zu gehen", als auf der Frutt! Es ist ein ganz